

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 35

Artikel: Barry
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644460>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

denklichen Zeiten in derselben Richtung verfolgten und vorzeichneten: die einzig betretenen Wege in dem sinaitischen Arabien.



Wüstenlandschaft.

Gegen Abend kommen wir an drei undurchdringlich verschleierte Frauen vorbei, die auf jungen, stolz ausschreitenden Kamelen reiten. Etwas später verfolgt ein bronzefarbener Junge, den ihre Flucht zu beunruhigen scheint, die gleiche Richtung. Sein mit Muschelstiderei verziertes Kamel ist mit schwarzen Franen und Quasten behangen, die beim Dahineilen im Winde flattern.

Je mehr der Tag sich neigt, desto höher erheben sich die Berge ringsum und desto tiefer werden die Täler. Die Berge bestehen aus Sand, Lehm und weißen Steinen, ein Gebilde aus Urstoffen, aufs Geratewohl durch die geologischen Bildungen angehäuft und niemals durch Menschenhand gestört, seit Anfang der Welt langsam vom Regen zerwaschen und langsam von der Sonne gedörrt. Sie zeigen die seltsamsten Formen; man könnte glauben, eine sorgende Hand habe sie ausgewählt und sie stets in ähnlichen Formen geordnet.

Meilenweit sieht man nur eine stufenförmig und wie mit bewußter Symmetrie übereinander gesetzte Reihe von Kegeln, dann platten sich die Spitzen ab und werden zu einer Reihe zyklopischer Türme. Endlich kommen Dome und Kuppeln, die an Trümmer toter Städte erinnern. Man steht verwirrt vor diesen gekünstelten und doch so nutzlosen Bildungen, während dies alles in derselben Todesstille und unter demselben unbarmherzigen Lichte an uns vorüberzieht, stets mit demselben glitzernden Glimmerstaub, mit dem die Wüste wie ein Prunkgewand übersät ist.

Von Zeit zu Zeit singt einer der Kameltreiber, und seine Stimme reißt uns aus Traum und Schläfrigkeit. Sein Gesang ist eigentlich eine Reihe von Rufen, die etwas unendlich Behmütiges haben und in denen der schreckliche Name Allahs ohne Unterlaß wiederkehrt. Sie erwecken an den Feldwänden der Täler helle Echos, fast schreckenerregende Klänge, die dort schliefen.

Am Abend, während der Stunde, in welcher der Zauber des Sonnenunterganges für uns allein über der Wüste sich entfaltet, lagern wir in einem großen kesselförmigen, traurigen, noch namenlosen Tale, das ganz aus grauem Lehm besteht und von einer Mauer riesiger Felsen umben ist. Hier ist kein Wasser zu finden, allein wir haben noch für zwei bis drei Tage Nilwasser, und der Scheit, unser Führer, verspricht uns, daß wir morgen abend an einer Quelle lagern sollen.

Sobald die Zelte aufgeschlagen sind, verstreuen sich die von ihrer schweren Last befreiten Kamele um das Lager auf der Suche nach spärlichem Ginsten, unsere Araber auf



Kamelreiter.

der Suche nach trockenen Halmen zum Feuermachen, — gleich Hexen in langen Röcken, die am Abend Kräuter für ihre Zaubertänke zusammenslesen. — Während der Nacht bringt unsere kleine Nomadenstadt etwas Leben in den verlassenen Ort, wohin sie niemals mehr kommen und wo morgen wieder Tod und Stille herrschen wird.

Je tiefer die Sonne sinkt, bis sie erlischt, um so großartiger wird die Trostlosigkeit ringsumher. Ein ungeheurer Talkessel, den verschüttete Städte zu umgeben scheinen; ein Wirrwarr von umgestürzten, zersplitterten Dingen, von Spalten und Höhlen; und das Ganze, wie unsere Kamele, wie unsere Beduinen, wie der Boden, kurz wie alles hier, ist von aschgrauer oder warmer brauner Farbe: der ewige Hauptton, der mißfarbene und doch so intensiv warme Hintergrund, auf den die Wüste ihren Lichtzauber ausschüttet.

Jetzt naht die Stunde des Sonnenuntergangs, die Zauberkunde. Auf den fernen Gipfeln zeigt sich für flüchtige Minuten glühendes Violett und feuriges Rot; alles scheint Feuer zu bergen.... Nun ist die Sonne untergegangen, allein obwohl sich alles verdunkelt, glimmt es noch lange wie verborgene Glut unter dem Aschgrau und Braun, den wirklichen Farben der Dinge. Dann... ein Schauder... und plötzlich sinkt die unvermeidliche Abendkälte der Wüste herab.

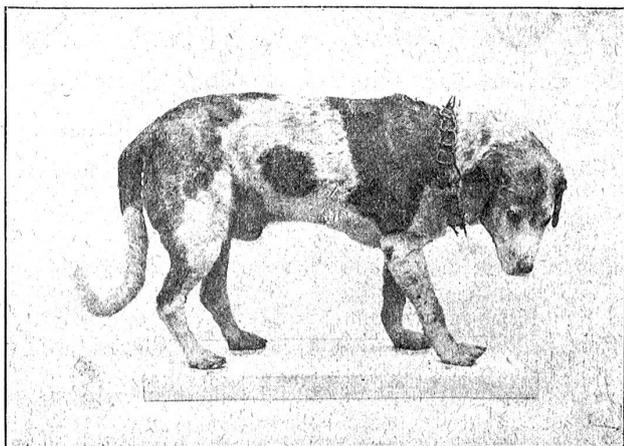
Wenn die Nacht herabgesunken ist und die Sterne am unermesslichen Himmel glänzen, wenn unsere Beduinen wie gewöhnlich als schwarze Schattengestalten auf gelben Flächen rings um das Reisigfeuer sitzen, lösen sich zwölf von ihnen los und stellen sich an unsere Zelte im Kreis um einen, der auf der Sackpfeife bläst, und sie beginnen im Chor zu singen; nach dem langsamen Takte, den der Pfeifer angibt, wiegen sie singend den Kopf. Die Weise ist alt und traurig; ohne Zweifel die gleiche, die schon ertönte, als Moses durch die Wüste zog. Trauriger noch als die Stille ist diese klagende Musik der Beduinen; sie verliert sich in der vom Geräusch entwöhnten Luft, die nach Tönen düstet, wie der dürre Sand nach Tau...

Barry.

Das berühmteste und populärste, wenn auch nicht wissenschaftlich wertvollste Stück der zoologischen Sammlungen des bernischen naturhistorischen Museums ist zweifellos Barry, der „allervortrefflichste aller Hunde“, der „Heilige vom

St. Bernhard“, wie ihn Scheitlin in einer enthusiastischen Beschreibung genannt hat.

Barry ist nach Shaw's Hunde-Werk das schönste Exem-



Der „alte“ Barry im bernischen naturhistorischen Museum.

plar der alten reinen Bernhardiner-Rasse, deren Typus im Anfang des 19. Jahrhunderts etwas verloren ging, heute aber in der kurzhaarigen Form der Bernhardiner völlig wieder erreicht ist. Die Entstehung der Rasse ist unsicher, geht jedenfalls mindestens ins 17. Jahrhundert zurück; wahrscheinlich hat sich in ihr das Blut der Doggen, denen sie am nächsten steht, mit dem südlicher Hirtenhunde gemischt. Sie wurde nicht nur im Hospiz auf dem großen St. Bernhard, sondern auch auf andern Pässen und Bergen der Schweizer Alpen gezüchtet und gehalten. Der Ruhm dieser Hunde beruht auf der Schilderung, die Tschudi von ihrem Wirken auf dem St. Bernhard entworfen und die ihren Namen in die ganze Welt getragen haben.

Seit dem 11. Jahrhundert haben die Mönche auf diesem 2476 Meter erreichenden Verkehrsweg einen Verpflegungs- und Rettungsdienst eingerichtet, der auch jetzt noch jährlich etwa 20,000 Menschen zugute kommt. Die Hunde werden besonders im Sicherheitsdienst bei Unwetter und Lawinenbrüchen verwendet und sind im Winter als einzig sichere Führer jeden Tag unentbehrlich. „Sie sind sehr fein auf die menschliche Spur dressiert und durchstreifen oft tagelang freiwillig alle Schluchten und Wege des Gebirgs. Finden sie einen Erstarrten, so laufen sie auf dem kürzesten Wege nach dem Kloster zurück, bellen heftig und führen die stets bereiten Mönche dem Unglücklichen zu. Treffen sie eine Lawine, so untersuchen sie, ob sie nicht die Spur eines Menschen entdecken, und wenn ihre feine Witterung ihnen davon Gewißheit gibt, machen sie sich sofort daran, den Verschütteten freizuscharren, wobei ihnen die starken Klauen und die große Körperkraft wohl zustatten kommen. Gewöhnlich führen sie am Hals ein Körbchen mit Stärkungsmitteln oder ein Fläschchen mit Wein, oft auf dem Rücken wollene Decken mit sich. Die Anzahl der durch diese klugen Hunde Geretteten ist sehr groß und in den Geschichtsbüchern des Hospizes gewissenhaft verzeichnet. Der berühmteste Hund dieser Rasse war Barry, das unermüdbar tätige Tier, welches in seinem Leben mehr als 40 Menschen das Leben rettete.“

Nach 12jähriger rastloser Arbeit war Barry alt und schwach geworden; da wurde er vom Prior des Klosters 1812 nach Bern geschickt, wo er 1814 nach guter Pflege starb und 1815 im Museum aufgestellt wurde. Sein Name ist in zahllose kunologische Werke, Tierbeschreibungen der Schweiz und Europa, Schulbücher und Lexika gelangt; Barry ist eine historische Hunde-Persönlichkeit geworden.

Der ausgestopfte, nach veralteter Weise behandelte Barry war aber für heutige, anspruchsvollere Augen ein

sehr unansehnliches Schaustück, dem mehr Audenten — als wissenschaftlicher und Schönheitswert zumutend und der auch viele Museumsbesucher enttäuschte. Er wurde daher im Som-



Der „neue“ Barry im bernischen naturhistorischen Museum.

mer 1923 durch Präparator G. Rupprecht vollständig umgearbeitet, der damit seinen bekannten Gruppen im Sendenberg-Museum in Frankfurt eine neue vorzügliche Leistung zur Seite stellte. Die Aufgabe, ein mehr als hundertjähriges, schlecht erhaltenes Fell ohne Beeinträchtigung zu demontieren und nach modernen dermoplastischen Methoden auf ein Gipsmodell zu übertragen, war eine sehr schwierige, ist aber vollendet gelöst. Die Bilder lassen das nicht nur an Stellung, Rumpf, Beinen und Pfoten erkennen; es ist vor allem die Modellierung des Kopfes, von Augenpartie, Nase, Lippen, die einen höchst lebensvollen und echten Gesichtsausdruck schafft, ganz im Gegensatz zum früheren Zustand. Die Feinheiten der Präparation kommen freilich nur am plastischen Objekt zur vollen Geltung. Jetzt erst hat Barry auch den Wert des wahren Typus einer schönen und edlen Hunderrasse erreicht.

Der „neue“ Barry ist in der Eingangshalle vor der Gemisengruppe aufgestellt, wo er als erstes Schauobjekt die Besucher begrüßt. Er kann ihres Interesses sicher sein. Dr. K.

Disziplin.

Von M. Steiger-Lenggenhager.

Endlich kann die Schulreise losgehen. Abgemacht ist längst alles aufs Tüpfelchen. Friß mußte in der letzten Schulstunde alles noch einmal wiederholen, was ihnen der Lehrer eingeschärft hatte. Also: Sammlung am Fahrkartenschalter um 6 Uhr 15, in ganzen und sauberen Kleidern, aber ja nicht im Sonntagsstaat, und keine weißen Anzüge. Warum? Der Lehrer ist gewiß nicht eitel, aber er will nicht auf der zweiten Hälfte des Weges sich mit einer Schar präsentieren, die nach eigenhändiger Kleiderfärbmethode in Schokoladebraun, Rirschrot und -schwarz usw. aussieht, sondern die Kleider sollen eine kleine Unachtsamkeit ertragen mögen. Ferner: gutes Schuhwerk, keine neuen Schuhe, die den Träger zum „Blatternpatienten“ machen. Dann will der Lehrer selbstverständlich keinen Alkohol sehen, weder Bier noch Wein, ja, überhaupt keine Flaschen, nicht einmal Limonade, sie belasten den Rucksack zu sehr, selbst in geleertem Zustande und sehen dadurch die Leistungsfähigkeit der Läufer herunter, denn es soll eine ordentliche Wanderung werden, wie er glaubt, sie seinen Sechsklässlern zutrauen zu dürfen; darum ein paar Zitronen für den Durst — Wasser ist ja überall genug vorhanden. Mit Zeltli und solchem Schleckzeug sollen sie sich auf ein Mindestmaß beschränken, jedenfalls mit der Eröffnung der betreffenden Säcklein warten, bis die Wanderung im Gang ist und auch bei der Bemessung des Proviantes